

Ort, an dem sie gerade erst eingetroffen ist, ist nicht ihr Platz. Mit einem Mal fühlt sie sich hier so fremd, als hätten Aliens sie entführt und auf einem unbewohnten Planeten ausgesetzt. Sie ist mutterseelenallein, ohne Freunde, ohne Bezugspunkte, mit einem Sohn, der bisher kein einziges klares Wort zu ihrer Trennung von seinem Vater gesagt hat. Tris ist mit ihr gegangen, ohne sich zu beschweren, ohne ihr zuzureden. Die Last der Entscheidung trägt sie allein, und plötzlich hält sie es für möglich, davon erdrückt zu werden.

Zunächst nimmt Ellen das aufdringliche Geräusch kaum wahr, das sich langsam in ihre Verzweiflung schiebt: ein Klappern, tack-tack-tack-tack, etwa in der Geschwindigkeit, in der man vor sich hin zählt. Bildet sie es sich nur ein? Kommt es aus dem Haus? Nein, eher von draußen.

Wie sie von der Bettkante aus an den Bäumen erkennt, ist der Wind abgeflaut, daher kann sie sich das Klappern nicht erklären. Je mehr sie sich darauf konzentriert, umso deutlicher vernimmt sie noch etwas anderes: ein Summen.

Sie geht zum Fenster, blickt hinunter und findet ihre Fragen unschön beantwortet.

Der junge Mann, dem sie in der Anlage begegnet ist, steht mit dem Rücken zu ihr vor dem Gartentor und bewegt die Beine vor und zurück. Seine Flipflops verursachen auf dem Pflaster das unangenehme Klacken.

Er summt und wiegt sich dabei unentwegt vor und zurück. Was ist er – ein Wächter oder ein Belagerer? Was geht nur vor im Kopf des Jungen? Warum muss er ausgerechnet vor ihrem Garten stehen?

Sie würde ihn gerne ignorieren. Im Haus gibt es genug zu tun, um sich abzulenken. Doch die Sonne geht bereits unter, und Tris ist noch immer nicht zurück. Am liebsten würde sie ihn suchen gehen, aber ihr Sohn hasst es, wenn sie auf seine Regelverstöße mit zu großer Sorge reagiert. Strafen erträgt er eher als Bemutterung. Alle paar Minuten blickt sie zum Fenster hinaus und nimmt dabei zwangsläufig den jungen Mann wahr, der nimmermüde im gleichen Takt pendelt, eine Viertelstunde schon, dann eine halbe, eine ganze ...

Ellen kämpft dagegen an, kann aber den leisen Zorn auf den summenden Belagerer nicht unterdrücken. Jedes Mal, wenn sie zum Fenster geht, hofft sie auf ihren Sohn, erblickt jedoch nur den seltsamen Burschen. Er wirkt einerseits harmlos, andererseits verunsichert er sie. Die größer werdende Sorge um Tris vermischt sich mit der irritierenden Anwesenheit des Unbekannten, auch wenn das eine mit dem anderen höchstwahrscheinlich nichts zu tun hat.

*Juli 2010*

Während er im Auto auf seine Frau wartete, betrachtete Paul die Schicksalslinie seiner Hand. Sie sprach die Wahrheit. Nach einem steilen Anstieg bis zur Mitte der Handfläche knickte sie waagrecht ab wie ein vom Sturm gebrochener Zweig und verlor sich dann in etlichen winzigen Furchen. Das war eine verblüffend realistische Spiegelung seines Lebens. Natürlich glaubte er nicht an solchen Hokuspokus, die Ähnlichkeit war purer Zufall, doch in seiner Lage bekam sogar Hokuspokus für einige Augenblicke den Anschein des Möglichen.

Als eine Amsel zwitschernd auf der Mauer neben der Tankstelle landete, ließ er das Beifahrerfenster herunter und lauschte dem Gesang. Irgendwo hatte er mal gelesen, dass Amseln eine durchschnittliche Lebenserwartung von drei Jahren haben, und ihm kam der Gedanke, dass er noch vor der Schwarzdrossel sterben könnte. Überhaupt nahm er die Lebendigkeit seiner Umwelt viel stärker wahr als früher: die Schwärme winziger Fliegen, die über der benachbarten Wiese tanzten, ein paar Bäume, deren Blätter weiß im gleißenden Sonnenlicht schimmerten, ein Hund, der neben seinem Herrchen herlief und ungeduldig auf den nächsten Befehl wartete.

Wie idyllisch das alles war. Sogar die mecklenburgischen Tankstellen sahen besser aus als die in Berlin, von der Landschaft ganz zu schweigen. Kiefern und Birken, Holunder und Schlehen, Spazierwege und Alleen, wohin das Auge blickte.

In Berlin hatte Paul in einem Gebäude von abstoßender Hässlichkeit gearbeitet, und obwohl ihn an der Küste im Allgemeinen und in Heiligendamm im Speziellen das genaue Gegenteil erwartete, zudem gute Luft und viel Ruhe, konnte er nicht anders, als sich an seinen hektischen Arbeitsplatz neben einer vielbefahrenen Straße zurückzuwünschen. Die Sehnsucht war von der schlimmsten Sorte – der unerfüllbaren.

Vor achtzehn Monaten hatte er einen leichten Schlaganfall erlitten, ein halbes Jahr später einen zweiten, die beide keinen bleibenden Schaden hinterlassen hatten, zumindest keinen sichtbaren. Ihm jedoch kam es vor, als wäre ihm zweimal ein Blitz in den Kopf gefahren, zu den Füßen wieder ausgetreten und hätte alles dazwischen in eine vibrierende Unordnung gebracht. Er erkannte seinen Körper nicht wieder, litt seitdem unter Verdauungsproblemen, Nervosität, Übelkeit, Herzrhythmusstörungen und was sonst noch alles. Doch damit nicht genug.

Zum zweiten Mal an diesem Tag kramte er das Röntgenbild aus der Tasche. Die Metastase hatte die ungefähre Form des Plattensees in Ungarn, wo er früher so gerne Urlaub

gemacht hatte, oder mit etwas Fantasie auch die Form eines schwarzen Pfeils, der sich mitten in das Organ gebohrt hatte. Zuerst die Prostata, nun die Niere. Man hatte ihn, den siebenundfünfzigjährigen Oberstaatsanwalt Derfflinger, unter Lobeshymnen sowie tausendfachen Glück- und Genesungswünschen frühpensioniert.

Als er Julia aus dem Gebäude kommen sah, steckte er das Röntgenbild eilig weg und verstaute die Tasche hinter dem Sitz. Zu spät bemerkte er, dass er sich damit ruhig hätte Zeit lassen können. Julia sprach einen jungen Angestellten im Blaumann an. Worum es ging, konnte Paul nicht verstehen.

Tränen stiegen in ihm auf. Wie hübsch seine Frau aussah in ihrem Outfit: weißer, knielanger Einteiler mit großen roten Blüten, den transparenten rosafarbenen Schal locker um ihren blassen, schlanken Hals geschlungen, dazu silbrige Sandaletten, die ihn an ihren letzten gemeinsamen Urlaub an der italienischen Riviera erinnerten. Obwohl sie bereits im fünften Monat war, war die Schwangerschaft kaum zu erkennen.

Selbstverständlich verübelte Paul es dem jungen Mechaniker mit italienischen Vorfahren, dass er Julia hinterhersah, als sie leichtfüßig zum Auto schritt. Er hatte es schon oft erlebt, aber daran gewöhnt hatte er sich bis heute nicht. Dann fiel der Blick des Mechanikers auf ihn, und Paul las in seinen Gedanken, dass er sich fragte, ob der Mann auf dem Beifahrersitz wohl ihr Vater oder ihr Ehemann war. Seinem höhnischen Gesichtsausdruck nach entschied er sich für Letzteres, und sein Urteil stand binnen einer Sekunde fest. Paul fuhr einen nagelneuen Mercedes, hatte eine deutlich jüngere Frau und keine Haare mehr auf dem Kopf – der Inbegriff eines alten, reichen Sacks.

Man sollte annehmen, dass das schlechte Voraussetzungen für eine gute Ehe waren, wenn der eine Teil leichtlebig und der andere ordnungsliebend, der eine Teil unbekümmert und der andere eher ernst war. Aber ihre Beziehung war von Anfang an kein Tauschgeschäft à la »Du bist schön, ich habe das Geld« gewesen. Julia hatte frischen Wind in Pauls monotones Leben gebracht, dafür hatte er ihr, die zuvor ziemlich chaotisch gelebt hatte, eine gewisse Struktur gegeben.

Als Julia sich noch einmal zu dem Mechaniker umdrehte, der ihr einen ziemlich koketten Abschiedsgruß zuwarf, wäre Paul beinahe ausgestiegen. Noch vor drei Jahren hatte ihn so etwas nicht gestört. Da war er aber auch noch ein vor Energie strotzender Mann auf dem Höhepunkt seiner Karriere gewesen, der frisch verheiratet war – zum ersten Mal – und vom Ruhestand so weit entfernt schien wie der Äquator vom Polarkreis. Jetzt lag er manchmal auf dem Bett und rang um Luft. Selbst wenn er sich gar nicht regte.

»Es gab kein Wasser mit Kohlensäure mehr, also habe ich stilles gekauft«, sagte Julia, warf die Flaschen auf den Rücksitz und setzte sich ans Steuer. Mit einem Lächeln fügte sie hinzu: »Und eine Packung Kekse mit Zitronengeschmack. Die magst du doch, oder?«

»Sehr, danke.«

Solange Julia in seiner unmittelbaren Nähe war, war alles in Ordnung. In ihrer Gegenwart fühlte er sich, als könne ihm nichts etwas anhaben. Dann freute er sich, Vater

zu werden, und vergaß sogar seine Krankheit für eine Weile.

»Ich habe mir eine andere Strecke nach Heiligendamm empfehlen lassen«, sagte sie.

»Habe ich mitbekommen. Der Weg führt nicht zufällig über Italien?«

»Wie süß, du bist eifersüchtig. Sieh mal hier, das ist zwar ein Umweg, aber wir müssen nicht die ganze Zeit auf der Bundesstraße fahren. Die ist so ... gerade. Was meinst du?«

»Gute Idee.«

»Sicher?«

»Ganz sicher.«

»Wenn du lieber ...«

»Ab die Post!«, rief er lachend und berührte die Stupsnase in ihrem noch immer leicht kindlichen Gesicht, dem man die dreißig Lebensjahre nicht ansah.

Das Glück in ihren blauen Augen und der auf seine Wange gehauchte Kuss entschädigten ihn für die Tortur des bevorstehenden Umwegs. Lieber jetzt als gleich wäre er in ihrem neuen Haus in Heiligendamm angekommen, hätte sich hingelegt und ein Nickerchen gemacht.

»Fühlst du dich gut?«, fragte sie nach einer Weile. »Du bist so still.«

»Alles bestens.«

Sollte er ihr beichten, dass er das Gefühl hatte, in seiner Brust atme die Lunge eines Spatzes? »Die Landschaft ist einfach unschlagbar«, sagte er.

»Ja, das ist sie. Du wirst sehen, das Meer und die Ruhe werden Wunder bei dir bewirken.«

»Ein wenig hoffe ich auch auf die Spezialklinik in Rostock«, schränkte er ein.

Nun war es Julia, die still wurde. Nicht, dass sie Gesprächen über seinen Gesundheitszustand auswich. Wenn es ihm schlecht ging, war sie besonders rührend zu ihm. Sie begleitete ihn zu allen wichtigen Terminen und sorgte dafür, dass er sich strikt an die Anweisungen der Ärzte hielt. Der Umzug an die Ostsee war ihre Idee gewesen. Trotzdem war sie nicht ganz bei ihm. Sie konnte nicht wirklich nachfühlen, was er durchmachte. Eine Frau in seinem Alter hätte es vielleicht eher vermocht. Aber Julia – so wenig wie ein kleines Kind den Tod begreift, so wenig begriff sie das innere Ausmaß seiner schweren Krankheit.

Von der Welt, in der er seit achtzehn Monaten lebte, hatte sie keine Ahnung. Jener Welt, in der die Zeit gegen den Menschen arbeitet, der Körper gegen den Menschen arbeitet, der Welt des Gemetzels. Seine Frau war topfit, hübsch, voller Elan, eine Grazie, bald Mutter.

Ihre Eltern, die in Pauls Alter waren, sogar ein wenig jünger als er, lebten glücklich in Ulm, beide noch berufstätig. Und ihre Großeltern machten mehrmals im Jahr Wandertouren. Zum Club der Schwachen und Todkranken, dem er unfreiwillig beigetreten war, hatte Julia weder geistigen noch emotionalen Zugang, noch hatte sie bis vor Kurzem gehahnt, dass es den Club überhaupt gab. Wie konnte sie, die gerade ein Kind in sich trug, wissen, wie sich Zukunftslosigkeit anfühlte? Wie konnte sie, die dem geliebten heranwachsenden Wesen in ihr bereitwillig von ihrer Kraft spendete, nachempfinden, dass er dem Feind, der in seinem Körper wuchs, voller Furcht und Hass begegnete? Dass er ihm

nichts gönnte und dennoch nahezu hilflos zusehen musste, wie er seine Kraft anzapfte? Nein, davon verstand Julia nichts – und er wollte auch nicht, dass es so weit kam.



Heiligendamm, ihr neuer Wohnort: etwa dreihundert Einwohner, dreieinhalb Millionen weniger als Berlin, zumeist Betuchte. Das Cannes der Ostsee – so jedenfalls hatte Julia das Örtchen angepriesen, vermutlich um es ihm schmackhaft zu machen. Denn er hatte sein Haus mit dem großen Garten in Köpenick nur unwillig verkauft. Allerdings musste er zugeben, dass das 1793 gegründete älteste Seebad Kontinentaleuropas, das die »Weiße Stadt am Meer« genannt wurde, durchaus etwas hermachte, nun da es im alten Glanz erstrahlte.

»Wirklich hübsch«, sagte er, als sie das Ortsschild passierten und im Kutschentempo die Villen passierten. Seltsamerweise war er noch nie in Heiligendamm gewesen, immer nur vorbeigefahren. Doch er hatte im Internet nachgelesen und sich Bilder angeschaut.

»Marcel Proust hat hier schon Urlaub gemacht«, sagte Julia. »Außerdem Schiller, Rilke und Kafka.«

Wie jedes Mal, wenn von Kunst und Literatur die Rede war, war Paul beunruhigt. Er verstand davon so viel wie Julia vom Strafgesetzbuch, von Beugehaft, eidesstattlicher Versicherung und Revision.

»Etwa gemeinsam?«, fragte er, um seine Unsicherheit humorvoll zu überspielen.

Julia lachte. »Da ist auch schon der Wegweiser nach Vineta.«

»Der Wegweiser nach Vineta«, wiederholte Paul und ließ sich jedes Wort auf der Zunge zergehen. »Und wo geht es nach Atlantis?«

»Sieh mal an, du hast dich also mit Geschichte beschäftigt.«

Er fühlte sich äußerst wohl unter ihrem amüsierten Blick. »Ich fand, dass sich ›Vineta‹ nach Eiscreme anhört, aber so doof kann nun wirklich keiner sein, eine luxuriöse Wohnanlage nach etwas zu benennen, mit dem man sich regelmäßig bekleckert. Also habe ich gegoogelt. Vineta war eine sagenhafte Stadt, die irgendwann in der Ostsee versunken ist. Immer dasselbe mit den Immobilienunternehmen, die solche Siedlungen bauen. Sie geben ihnen hochtrabende Namen, um sie noch ein paar Prozent teurer zu machen. In Italien heißen sie wahrscheinlich nach großen Opern, in England nach siegreichen Seeschlachten und in Griechenland Achilles, Herakles oder Zeus. Wir müssen wohl froh sein, dass die Anlage nicht ›Wotan‹ heißt.«

Julia bog ab und kam abrupt zum Stehen, sodass sie beide ein bisschen durchgeschüttelt wurden.

»Entschuldigung, ich habe es erst im letzten Moment gesehen.«

»Was denn?«